



Nendorfer Chronik-Blatt

Nendorfer Chronik-Blatt

Ausgabe 37
2014

Altes aus Nendorf und Umgebung, zusammengestellt von der Chronikgruppe des Heimatvereines

Meine Zeit in Nendorf

Als ich 1936, im Alter von sieben Jahren, mit meiner Mutter hier nach Nendorf kam, sah ich meinen Vater und meine ältere Schwester nach einem halben Jahr wieder. Mein Vater war schon im Frühjahr 1935 hierhergekommen, weil er den Scheunenumbau beaufsichtigen wollte, der heute das alte Wohnhaus mit dem wilden Wein darstellt. Er hatte meine Schwester Margret mitgebracht, weil ihr dadurch der Übergang zur Mittelschule in Stolzenau leichter fiel. Ich sollte hier in die erste Klasse der Volksschule gehen.

Leider hatte meine Mutter mich eine Stunde zu früh losgeschickt. Her Behnsen behielt mich aber gleich da. Als die Stunde beendet war, merkte ich nicht gleich, dass ich auf dem Schulhof allein fröhlich herumsprang. Meine Klassenkameraden standen schon in Reih und Glied aufgestellt fertig zum Einlass. Ich hörte noch, wie der eine Lehrer zum anderen sagte: „Die fröhliche Gesinnung wird man ihm schon austreiben.“

Die Firma Wilhelm Knoch OHG, in der mein Vater jetzt Mitinhaber war, führte Lebensmittel, Textilien, Porzellan, Haushalts- und Eisenwaren, Drogerieartikel, zu Weihnachten Spielwaren, Düngemittel, Kohlen, Drahtwaren. Außerdem war die hiesige Poststelle, die Sparkassenfiliale und eine kleine Gastwirtschaft im Haus. Arbeit war also genügend vorhanden.

Nendorf hatte als Einkaufszentrum dadurch Abstriche machen müssen, nachdem in Raddestorf die Kirche erbaut worden war. Die Kunden, die hier aus Raddestorf, Huddestorf und Dierstorf sonntags nach der Kirche eingekauft hatten, blieben nun aus und wurden deshalb von meinem Onkel Karl, dem Vater von Wilhelm Dreyer, mit Auto voller Textilwaren besucht, ein aufwändiges Unternehmen.

Die Huddestorfer Bevölkerung hatte sich gegen die Neuordnung gewehrt. Sie wollte weiterhin nach Nendorf zur Kirche gehen. Das wurde jedoch abgelehnt. Dadurch entstand in Huddestorf die freikirchliche Gemeinde.

Durch die Konkurrenz zu der Firma Fritz Schnelle, hatte es sich hier eingebürgert, dass Kunden, die zum Krankenhaus oder sonst irgendwohin mussten, erwarteten, gefahren zu werden. Dadurch war eine Hauptkraft oftmals nur aus Gefälligkeit unterwegs. So sagte zum Beispiel mir einmal ein gelegentlicher Kunde: „Wenn Ihr nun ein Auto hättet, dann hättet ihr mich zum Krankenhaus fahren müssen. Dann hätte ich nämlich nicht so früh aufzustehen brauchen.“ Mein Vater, der wegen seiner schlechten Augen selbst nicht fahren konnte, wusste schon, warum er für die Firma Knoch kein Auto anschaffte. Auf so eine Gefälligkeit, ließ mein Chef in Dorum, Kreis Wesermünde, sich jedenfalls nicht ein.

Nendorf, den 10. Nov. 2012

Helmut Dreyer